

## **Leben ist Existenz auf der Grenze**

Ich war zehn Jahre alt, als wir in einer Winternacht bei eisiger Kälte über die Grenze getürmt sind, über die Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland. Mein Vater war gerade aus der Gefangenschaft entlassen worden und wollte nicht wieder unter russischer Herrschaft leben. Im Ruhrgebiet fanden wir eine neue Heimat. Eine schreckliche Grenze - diese Grenze zwischen Ost und West! Wie oft sind wir hier später bis aufs Hemd durchsucht worden, wenn wir Verwandte in Thüringen, Sachsen oder Ost-Berlin besuchen wollten. Nicht selten heftig schikaniert und erniedrigt. Es hat allerdings auch freundliche unter den Grenzern gegeben. Wenige. Was nur zeigt, dass die üblen Schikanen anderer Kolleginnen und Kollegen nicht hätten sein müssen.

Auch habe ich den Geruch vom Bahnhof Friedrichstraße noch in der Nase, wo ich an der Übergangsstelle mitunter stundenlang gewartet habe, nur um an einer kirchlichen Sitzung in der Auguststraße teilnehmen zu können. Die Grenzer wussten genau, wohin ich wollte. Sie kannten mich. Ich war zu oft hier. Sie konnten mir den Übergang nicht verwehren, also hielten sie mich möglichst lange fest. Reine Schikane!

Jedes Mal, wenn ich auf der Autobahn die alten Grenzanlagen bei Helmstedt passiere, oder wenn ich in Berlin am Bahnhof Friedrichstraße aussteige, stellen sich die Erinnerungen wieder ein. Keine guten Erinnerungen. Wie gut nur, dass diese Grenze gefallen ist! Grenzen lassen sich zum Glück überwinden. Aber nicht alle. Es gibt Grenzen, die unser Leben bestimmen, ja, unser ganzes Leben ist eine einzige "Existenz auf der Grenze", ein Begriff, der zum Kernbestand der Arbeit des Theologen Paul Tillich gehört. Er war mein wichtigster Lehrer. "Leben ist Existenz auf der Grenze". Auf die aus meiner Sicht wichtigsten drei Grenzen möchte ich heute Morgen eingehen.

Leben ist Existenz auf der Grenze. Da ist zunächst die grundlegende Grenze zwischen Sein und Nichtsein, für mich die Grenze überhaupt. Wir freuen uns am Sein, wenn wir morgens erwachen, dem Gesang der Vögel lauschen, die Dusche genießen, das Frühstück, den Gruß netter Menschen. Und wissen doch: Da ist auch das Nichtsein, das uns stündlich bedroht mit Krankheiten und Unfällen. Zu unserem Glück und Heil wird das Nichtsein aber von Gott, dem Sein-an-sich, in Schach gehalten, womit uns letztlich unser Da-Sein ermöglicht wird. Unser Sein verdankt sich dem Sein-an-sich. Täglich neu. Der Psalm 90, dieses weise Lied in der hebräischen Bibel, bringt es auf den Punkt: "Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden." Oder wie ich es lieber sagen würde: "Lehre uns bedenken, dass das Nichtsein am Ende doch die Oberhand behält, damit wir - dem Sein-an-sich dankbar - unser Dasein verantwortlich gestalten." Während ich diese Zeilen entwerfe, erreicht mich ein Anruf. Eine Übungsleiterin der Herzsportgruppe, der ich vorstehe, hat einen Herzinfarkt erlitten. Aus heiterem Himmel. Sie war mit ihrem Mann auf der Rückfahrt aus einem Nachbardorf, wo sie ihre Tochter besucht hatten. 56 ist sie, durchtrainiert, positiv dem Leben zugewandt. "Es müssen gleich mehrere Schutzengel aufgepasst haben", sagt ihr Mann am Telefon. Er hat sonst nie ein Handy dabei auf einer solch kurzen Fahrt mit dem Fahrrad.

Heute hatte er es eingesteckt. Er konnte so den Rettungswagen rufen, der "zufällig" in der Nähe war. Der Notarzt war auch in wenigen Minuten da. Die Frau konnte an Ort und Stelle reanimiert werden. Die anschließende Fahrt in die Klinik verlief ohne Hindernisse. Die Ärzte dort waren vorgewarnt. Innerhalb kürzester Zeit lag unsere Übungsleiterin im Operationssaal. Ein Stent wurde implantiert und hat die Blutzufuhr zum Herzen wieder möglich gemacht. Außer zwei bei der Reanimation gebrochenen Rippen ist, soweit man sehen kann, nichts zurückgeblieben. Das Sein hat einmal mehr über das Nichtsein gesiegt. Unser Dasein muss nicht immer derart dramatisch bedroht sein, aber in Gefahr ist es täglich. Das Nichtsein ist der große Gegenspieler des Seins. Und wir existieren auf der Grenze zwischen den beiden.

Eine zweite Grenze ist die zwischen Vergangenheit und Zukunft. Was bestimmt meine Gegenwart eigentlich mehr: die lange Vergangenheit oder die Zukunft, die für mich und die meisten von uns wesentlich kürzer ausfallen dürfte als die Vergangenheit? Schau ich intensiver nach hinten, auf das, was war - auf meine Kindheit, die Flucht, den Neubeginn in der Fremde, die Schule, das Studium, die Arbeit unter Tage, mit der ich das Studieren finanziert habe, das Leben mit meiner Frau, mit den Kindern, meinen Beruf? Oder gehöre ich zu denen, die das Vergangene einfach vergangen sein lassen? Kann und will ich das überhaupt? Die Vergangenheit gehört doch zu mir. Das Schöne und das Schmerzvolle. Beides hat den Menschen aus mir gemacht, der ich bin. Die Erinnerung hilft mir, mich meiner selbst zu vergewissern. Aber da ist auch die Frage nach der Zukunft: welche Spuren möchte ich hinterlassen, wenn ich abtrete? Was will und was kann ich noch schaffen in meinen letzten Lebensjahren? Woran arbeite ich mit Interesse? Was will ich mit meiner Frau noch erleben? Was mit den Kindern und Enkeln? Zu einem gelingenden Alter gehören auch tragfähige Freundschaften. Wie oft höre ich um mich herum die Klage: „Mir sterben die Freunde weg!“ Bin ich selbst noch bereit für neue Freundschaften? Und: Wie kann ich jetzt noch eine neue Freundschaft beginnen? Kann das noch gelingen? Oder etwas ganz anderes: Ich frage mich: will ich mich auf die neuen Kommunikationstechniken einlassen? Oder weiß ich von vornherein, das seien doch nur "Zeitdiebe"? Und Geld kosten sie außerdem! Aber ich habe bei Facebook eine Menge guter alter Bekannter wieder entdeckt, alte Beziehungen aufgefrischt. Es macht Spaß, Kontakte über dieses Medium zu pflegen. Auch lese ich Bücher neuerdings per E-Book, das erleichtert das Lesen im Bett, in der Bahn, beim Warten in der Arztpraxis. Aber muss der übrige Schnick-Schnack auch sein?

Wie breit also ist die Grenze zwischen Gestern und Morgen, auf der ich heute lebe? Und was macht diese Grenze mit mir und meinem Alltag?

Leben ist Existenz auf der Grenze. Die Grenze zwischen Heteronomie und Autonomie, zwischen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung, ist für mich nach der Grenze zwischen Sein und Nichtsein eine der wichtigsten Grenzen überhaupt.

Selbstbestimmt: Als Musiker denke ich sofort: Klar, ich stimme mich selbst. Eine schöne Vorstellung. Ich bestimme, welchen Kammerton ich für mein Leben übernehme, ein "a" mit 435 oder mit 440 Schwingungen sozusagen. Ich bestimme, ob ich freundlich auf Menschen zugehe oder skeptisch abwartend. Ob ich offen bin oder verschlossen. Der Witz ist, ich kann an den meisten Stellen gar nicht selbst bestimmen, wie ich mich verhalte, auch wenn ich es mir immer eingebildet habe. Ich bin abhängig von meiner Begabung, meiner Ausbildung, meiner Gesundheit, der finanziellen Situation. Und dann versuchen alle möglichen Kräfte von außen mich zu bestimmen: Werbung, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, Berater aller Art und Sorte.

Täglich wird mir bewusst: ich lebe auf der Grenze zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung. Es gab Zeiten, da haben die Kirchen das Streben nach Selbstbestimmung, nach Autonomie, als die Sünde schlechthin gebrandmarkt, als Entfremdung von Gott und seinen Geboten. Gerade jungen Frauen werden auch heute noch vielfach enge Grenzen gesetzt, wenn sie etwas selbständig entscheiden wollen. Ihr Streben nach Selbständigkeit wird als moralisch verwerflich in den Bereich der Sünde weggesperrt. Vor allem im Islam. Autonomiestreben gilt dort als Gegnerschaft zum Koran und zur Scharia. Diese Einstellung ist aber durchaus auch noch in konservativen katholischen Kreisen und bei protestantischen Fundamentalisten anzutreffen. Hier werden Frauen und Glaubende überhaupt fremdbestimmt. Mündige Christen hingegen wissen, dass es Autonomie in Reinkultur zwar nicht geben kann, aber sie haben dennoch Teil an der Selbstbestimmung, wie eingeschränkt dieser Teil immer auch sein mag, und sie leben bewusst auf der Grenze zwischen Autonomie und Heteronomie.

Selbstbestimmung und Fremdbestimmung. Wenn ich einen Moment bei dem Bild vom Orchester bleiben darf: Ich kann mich im gesellschaftlichen Zusammenleben gar nicht selbst stimmen, da ist – wie im Orchester – die Oboe, die ihr "a" vorgibt. Alle anderen Instrumente haben exakt dieses "a" zu übernehmen, wenn es zu einem harmonischen Miteinander kommen soll. Wie aber heißt dieser Kammerton eines gelingenden Zusammenlebens nun außerhalb des Orchesters? Heißt er Freiheit? Mit der Maßgabe, dass meine Freiheit ihre Grenzen hat an der Freiheit anderer Menschen? Nun erlebe ich aber, dass es Freiheit gar nicht gibt. Ich bin nicht frei, sondern tausendfach abhängig. Von meiner Gesundheit, meiner Familie, meiner Bildung, meinem Einkommen, von meinem gesellschaftlichen Status, von den Gesetzen des Landes, in dem ich lebe - und so weiter. Ich lebe eben nicht autonom, selbstbestimmt. Und ein freier Wille wird mir neuerdings unter anderem von den Neurowissenschaften abgesprochen, ja die Fähigkeit autonomen Handelns und Lebens wird heute grundsätzlich in Frage gestellt. Was käme dann als Kammerton des Zusammenlebens in Betracht, wenn die Freiheit ausfällt? Die Menschenrechte? Und worin genau bestehen sie und wer könnte sie durchsetzen?

Oder könnte die Menschenwürde der Kammerton des Zusammenlebens sein? Sie wäre für Christen immerhin abzuleiten aus der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, oder aus der Lehre von der Rechtfertigung auch des verlorensten Menschen oder aber aus der Lehre vom Reich Gottes, das unter uns bereits begonnen hat, das sich in der Zukunft vollenden soll und uns mit ihm. Und der Grundton des Reiches Gottes ist die Nächstenliebe, ist die „Goldene Regel“: „Behandle andere Menschen so, wie du von ihnen behandelt werden willst.“

In diesem Sinne wäre die Achtung vor der Würde anderer Menschen sicher ein tragfähiger Grundton für unser Miteinander im Leben als Existenz auf der Grenze zwischen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung - und auf allen anderen Grenzen ganz sicher auch.

*Musik von CD „Water Night“, Eric Whitacre, London Symphony Orchestra.*